

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 55 (1972)
Heft: 2

Artikel: "Publik" wird geopfert
Autor: Morf, Max P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch religiöse — arg heimsuchen? Falls das Universum wirklich einen Planer nötig hatte, wie konnte derselbe dann in Erscheinung treten, ohne seinerseits entworfen worden zu sein? Wer steht hinter dem Planer des Planers? Diese Frage lässt sich beliebig weiter in die Vergangenheit stellen.

Trotz Millionen von zu Gott gerichteten Gebeten schreitet die Natur ihren un-
widerstehlichen Weg fort. Die Menschheit gibt den Glauben an Gott auf, weil Gott undenkbar ist und weil es keinen Anhaltspunkt dafür gibt, dass ein Gott sich um das Weltgeschehen kümmert. Soweit der Aufsatz von Marshall J. Ga-
vin.

Man kann sich fragen, wieso der Glaube an Gott sich so lange Zeit aufrecht-
erhalten konnte. Baron Paul Thiry d'Holbach (1723–1789), der französische Enzyklopädist deutscher Abstammung und Verfasser des genialen Werkes «System der Natur» hatte die Ursache dieses Phänomens treffend erkannt:

«Die Mehrheit der Menschen hält nur durch Gewohnheit an ihrer Religion fest; sie hat die Gründe, die sie an sie bindet, die Motive ihres Benehmens und die Basis ihrer Meinungen nie ernsthaft geprüft. So ist diejenige Sache, welche die meisten als die wichtigste betrachten, schon immer die gewesen, in welche sich zu vertiefen die Leute am stärksten fürchteten. Diese Mehrheit folgt dem Weg, der von ihren Vätern gepfadet wurde; sie glaubt, weil man ihr in der Kindheit befohlen hat, zu glauben. Sie hofft, weil ihre Vorfahren gehofft haben; sie zittert wie schon ihre Ahnen gezittert haben. Fast nie sind diese Leute dazu geneigt, sich über den Beweggrund, der sie zu diesem Glauben geführt hat, Rechenschaft abzulegen.»

(Aus «Le Christianisme dévoilé» — Das entschleierte Christentum, Editions de l'Idée, Herblay [Seine-et-Oise], Seite 20.)

Solange sich die grosse Masse denkfaul verhält — was durch die gegenwärtige Hochkonjunktur und die von der Obrigkeit geförderte Idee der Konsumgesellschaft noch begünstigt wird — solange brauchen religiöse und politische Taschenspieler keine Angst zu haben, dass ihre Tricks durchschaut werden. Schon im 18. Jahrhundert hatte d'Holbach diese Mentalität erkannt: «Wenn der Mensch reif ist, wird dessen Aufmerksamkeit von Sorgen aller Art, neuen Leidenschaften, Gedanken

an Ehrgeiz, Grösse und Macht sowie vom Streben nach Reichtum und auch von verschiedenen Beschäftigungen derart in Anspruch genommen, dass er entweder keine oder nur noch wenig Gelegenheit hat, über diese Religion nachzudenken, geschweige denn, sich damit eingehend zu befassen.» (Seite 22 des oben zitierten Buches.)

Es wundert uns durchaus nicht, dass dieses Werk d'Holbachs im Jahre 1767 in Paris vom Scharfrichter eigenhändig verbrannt wurde. Kritische Geister, die dem Volk die Augen öffnen könnten, sind bei der herrschenden Schicht nie beliebt. Dies ist leider bis heute so geblieben!

Max P. Morf

Religion und Glücksspiel

Bisher war es gang und gäbe, dass religiöse Gemeinschaften zwecks Erhöhung des Kassenbestandes Theateraufführungen, Konzerte oder Basare veranstalteten. Butterstollen und Hefenkränze, Socken, Strümpfe und Pullover wurden von braven Frauen der Gemeinde in langer, liebevoller Arbeit hergestellt und dem Organisationskomitee gespendet, während Buchhandlungen und andere Geschäfte dank des Wohltätigkeitsanlasses sich einiger Ladenhüter entledigen konnten. Kaffee, Tee, Crèmeschnitten und heisse Wiener Würstchen mit Senf waren in der Regel der kulinarische Rahmen eines Basars. Soweit, so gut. Dagegen kann man sicherlich nichts einwenden.

Im technisch fortschrittlichen Amerika scheint diese konventionelle Methode des Geldsammelns nicht mehr gut genug zu sein. Da auch die Israeliten dem Gott Jahve mit immer weniger Dollar-
noten zu huldigen angefangen hatten, kamen einige jüdische Religionsvertreter auf die Idee, durch Bingo — eine Art Lottospiel — die Kassen der Synagogen etwas aufzufüllen. Dieses System stiess jedoch auf Ablehnung seitens des Gemeindeverbandes. So berichtete der «Jewish Chronicle» vom 26. November 1971, dass seit 1961 15 Gemeinden wegen dieser Art von Geldbeschaffung aus der «United Synagogue» ausgeschlossen wurden. Vermutlich hatte sich die finanzielle Lage der jüdischen Religionsgesellschaften unterdessen in dem Masse verschlechtert, dass die Delegierten dieses Verbandes dafür eintraten, dass die spielfreudigen Synagogalgemeinden nicht mehr mit dem Ausschluss bestraft wer-

den sollen. Obwohl das Glücksspiel zur Erhöhung der Einnahmen für Gemein-
dezwecke im Grunde genommen widerlich und verdammenswert sei, so könne es trotzdem als eine Unterhaltung für ältere Bürger und als eine realistische Art der Geldbeschaffung betrachtet werden. «Recht ist, was uns nützt» haben sich die betreffenden Herren wahrscheinlich gedacht.

Wir dürfen uns fragen, wann in der Schweiz den Religionsgemeinschaften das erste Spielkasino angegliedert wird mit Kultusbeamten als Croupiers: «Faites vos jeux, rien ne va plus!» Die spielfreudigen Eidgenossen müssten sich dann nicht mehr nach Konstanz, Evian, Divonne-les-Bains und Campione bemühen, um ihre Silberlinge loszuwerden.

Max P. Morf

«Publik» wird geopfert

Die deutschen Bischöfe haben der vielgelesenen katholischen Wochenzeitung «Publik» durch Verweigerung des nötigen finanziellen Zustupfes das Lebenslicht ausgeblasen. Somit stehen die rund 28 Millionen bundesdeutschen Katholiken wiederum ohne ein welt-offenes Organ da und müssen sich mit hierarchietreuen Mitteilungsblättchen begnügen. «Publik» wurde 1968 von den deutschen Kirchenfürsten mit dem Zweck gegründet, die Mannigfaltigkeit der Strömungen innerhalb der katholischen Kirche widerzuspiegeln und ein Diskussionsforum zu bilden. Die Bischöfe gewährten eine erste Subvention von 15 Millionen und zwei Jahre später eine zweite von 13 Millionen Mark. Das Blatt erschien in einer Auflage von über 90 000 Exemplaren und war an allen Kiosken erhältlich. Sein Leserkreis bestand nicht nur aus Katholiken jeglicher Tendenz, sondern auch aus Protestanten, die in ihm eine Möglichkeit des ökumenischen Kontaktes sahen, sowie aus Indifferenten, welche von der katholischen Parteipresse und von bischöflichen Postillen die Nase voll hatten. Da die Zeitung aber erst mit einer Auflage von 150 000 Exemplaren rentiert hätte, wies das Jahr 1971 wiederum einen roten Saldo vor. Also beschloss die Vereinigung der deutschen Diözesen, «Publik» aus finanziellen Gründen eingehen zu lassen. Wenn man aber bedenkt, dass die katholischen Bischöfe jährlich über 1,5 Milliarden Mark an Kirchensteuern

Aus meinem Tagebuch

E. Brauchlin

Muss man denken? Törichte Frage! Wer es tut, kann nicht anders. Es verhält sich damit genau so wie mit dem Glauben.

Das **Alter** ist nicht die Zeit der Ernte, sondern die der Abrechnung mit sich selber.

Wissen und **Fühlen** fließen entweder ineinander über, jedes das andere ergänzend und gewissermassen reinigend — oder sie stehen einander gegenüber als feindliche Elemente, die keine Verbindung miteinander eingehen können.

Die Forderung vermehrter **Gemütspflege**, die vor kurzem in diesem Blatt erhoben wurde, ist durchaus gerechtfertigt. Ihre Erfüllung bestände in der Erziehung zum **Zuliebetun**.

Leistungen werden in der Regel nicht nach der aufgewendeten Kraft (der tatsächlichen Leistung), sondern nach dem Erfolg beurteilt.

Das Wort **Reingewinn** sagt über die Reinheit des Gewinnes gar nichts aus.

Erfahrungen sind ein Anlagekapital, das vom Inhaber nur noch spärlich verwendet werden kann und nicht auf die Erben übergeht.

Je mehr **genossen** wird, desto mehr verflacht und verödet der Genuss. Diese Wahrheit auszusprechen, drängt sich in unserer genussdurchseuchten Zeit auf, und insbesondere im Hinblick auf den Kult um die feile Göttin Sex.

verfügen — die übrigen Einnahmen sind darin nicht inbegriffen — so tönt das Argument von finanziellen Schwierigkeiten nicht so überzeugend. Vielmehr passte die offene Haltung der Zeitung in Sachen Kultur und Religion den traditionellen Kreisen in der Hierarchie nicht in den Kram. Besonders die Kritik an den Missständen im Schosse der eigenen Kirche war der hohen Geistlichkeit zuviel. Im Juni 1970 nahm «Publik» den Reichtum des Vatikans aufs Korn. (Vgl. Freidenker Nr. 8 1970).

Die Haltung der Kirche wundert uns keineswegs, denn sie beweist einmal mehr, dass Rom seine schönen Worte von Dialog, Fortschritt und Mitspracherecht usw. in keiner Weise ernst meint. Die katholische Kirche gebärdet sich durch Messen mit Beat und Jazz läppisch progressiv; ihre intolerante Haltung hat sich aber um kein Jota geändert.

Max P. Morf

Zweimal Jungfrau

Die erste Jungfrau ist natürlich Maria, von der es heisst, dass sie sowohl Mutter wie Jungfrau war — aufgrund einer Stelle in Jesaja VII, 14 (wo allerdings der Sohn der «Jungfrau» Emmanuel heissen soll).

Nun steht aber im hebräischen Text nicht das geläufige Wort B'TULAH

(virgo intacta), sondern der Ausdruck 'AL'MAN, der im A. T. bloss siebenmal vorkommt. Die arabische Wurzel dieses Wortes hat die Bedeutung von: ein Mädchen in heiratsfähigem Alter, aber noch nicht im Ehestand; daher ist das Wort in modernen Uebersetzungen nur als «junge Frau» wiedergegeben.

Die Ansicht, dass Matthäus ursprünglich in Hebräisch oder Aramäisch abgefasst war, wird heute sogar von Theologen als unhaltbar verworfen. In der griechischen Fassung steht «PARTHENOS», das ebenfalls nur ein junges weibliches Wesen bedeuten kann. Abgesehen von Offenbarung XIV, 4, wo 'al'man sogar für einen Mann steht, der noch keinen Geschlechtsverkehr gehabt hatte (bei Luther: «... diese sind's, die mit Weibern nicht befleckt sind; denn sie sind Jungfrauen...»), wird es für alle unverheirateten Mädchen gebraucht, auch wenn sie keine unberührten Jungfrauen mehr sind — entsprechend dem holländischen *juvrouw* = Fräulein; auch verheiratete Künstlerinnen werden weiter bei ihrem Mädchennamen genannt (z. B. Mrs Burton als Miss Elizabeth Taylor).

Soviel also für diese geläufige Missdeutung. Es scheint aber, dass es auch in geschichtlicher Zeit noch eine andere sagenhafte Jungfrau gab, und zwar die von Orléans.

Im seriösen Verlag Heinemann, London 1961, erschien eine Untersuchung

von André Guérin und Jack Palmer White: «**Operation Shepherdess**, The mystery of Jean d'Arc». Darin wird dokumentarisch dargetan, dass die «Jungfrau von Orléans» kein einfaches von Maria inspiriertes Bauernmädchen, sondern eine Prinzessin aus dem Hause Orléans war, und zwar die uneheliche Tochter der Isabeau de Bavière und des Herzogs Louis von Orléans — also eine Halbschwester des Dauphin.

Der Streit um den französischen Thron ging damals zwischen den Herzögen von Orléans und Burgund (Burgund war damals mit England liiert!). Mit Wissen des Papstes arrangierten die Armagnacs (die Südpartei), dass Johanna auf eine Zeit zur d'Arc-Familie nach Domrémy geschickt wurde. Ihre Aufgabe war, als angebliches Hirtenmädchen den Truppen vorzutäuschen, dass sie von Maria inspiriert worden war; Papst Pius II. bekannte in seinen Memoiren, dass damit die Soldaten fanatisiert werden sollten, im Glauben, gegen irdische Waffen gefeit zu sein. Das Mittel wirkte, und mit Hilfe der Prälaten wurde das Mädchen von Orléans auch nicht wirklich auf dem Scheiterhaufen verbrannt, sondern heiratete später standesgemäss.

Die soviel angedichtete Verbrennung war eine weitere Farce, was nicht hinderte, dass Jeanne d'Arc zur Heiligen gemacht wurde, um die Legende aufrechtzuerhalten. Otto Wolfgang

Was unsere Leser schreiben

Zur Maltakrise

Mit Erstaunen nahm ich davon Kenntnis, dass in der Maltakrise der Erzbischof dieses Landes, M. Gonzi, und Papst Paul persönlich interveniert haben. Eigentlich erstaunt es mich nicht, wenn ich mir vor Augen halte, welche Machtstellung die Kirche auf dieser Insel einnimmt und was für sie auf dem Spiele steht...

Hingegen bestürzt es mich, wenn ich an den Baskenprozess 1970 zurückdenke. Damals hatte Papst Paul keine Zeit, die Frauen der zum Tode verurteilten Basken zu empfangen, sondern liess sie mit einem Rosenkranz als Geschenk wieder heimschicken.

Oberhirte oder Oberdiplomat?

Oder: Abermals krähte der Hahn!

Reinhard Henz, Basel